

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 44.

Berlin, Sonnabend den 12. April

1845.

Frankreich.

Ueber Phantasmen.

Wie viel Erfahrung und Vernunft wir auch haben mögen, so werden wir uns doch selten dem Einflusse entziehen, den die sogenannten unbegreiflichen Thatsachen auf unsere Einbildungskraft ausüben. Ja, wir können sagen, daß gerade die außergewöhnlichsten und unmöglichsten derselben uns nie völlig ungläubig finden, denn wir verwerfen sie zwar mit dem Munde, weil wir keine Gründe für ihre Wahrscheinlichkeit haben; unser Herz aber ist gläubiger, als wir gestehen dürfen. Besonders ergötzen sich Frauen und Kinder an Wundergeschichten, und es scheint, als suchten sie ordentlich mit Oer jede Gelegenheit auf, sich zu fürchten. Wir Alle erinnern uns noch der graufigen Märchen, in deren Welt unsere Phantasie groß gezogen wurde: wir fürchteten uns, wenn die Stille und Dunkelheit der Nacht die Gestalten jener Erzählungen und ihren Spuk wieder in unserer Seele weckten, und dennoch vermehrten wir durch Fragen und später durch unsere Lektüre den Grund unseres Schreckens. So lieben denn auch die unwissenden Klassen und die kindlichen Völker jene Geschichten sehr, deren Helden Hexenmeister oder Gespenster sind. Vor den Kaminfeuern unserer Bauerhütten, wie unter dem Zelte des Arabers in der Wüste, werden um die Stunde der Mitternacht fast dieselben Märchen erzählt. Alle sind sie aus der Liebe zum Unbegreiflichen und Außergewöhnlichen hervorgegangen, der so manches schöne Gedicht, so manche rührende Legende zu danken ist.

Es ist unleugbar, daß uns die Liebe zum Wunderbaren angeboren ist. Unsere Wissbegier bleibt nicht in den Schranken der wirklichen Welt, sondern steigt an der Hand der Phantasie in die überirdische. Mit den Sinnen können wir nur begreifen, jedoch mit der Einbildungskraft schaffen wir. Aber, was wir Wunderbares in den Sagen und der Geschichte finden, ist nicht etwa nur von einem Dichter geschaffen worden, damit die Ereignisse der wirklichen Welt in einem idealischen Gewande erscheinen. Denkt euch einen Dichter, der träumend von seinem Sopha aus in das Halbdunkel seines einsamen Zimmers starrt; sein Geist ist erfüllt von den Begebenheiten einer Wundergeschichte; noch liegen die Elemente des Gedichts in Unordnung zusammengewürfelt; aber bei angespannter Aufmerksamkeit findet er den leitenden Faden, das Chaos erhellt sich, und der Dichter sieht vor seinem inneren Auge, was er in den Geist Anderer einprägen will. Sein Traum nimmt Gestalt, Farbe und Leben an, und endlich sieht er nicht mehr in seinem Innern, sondern vor sich, wie etwas Fremdes, ihm Außerliches, die Gestalten wandeln, die er selbst geschaffen hat. Hoffmann saß in den Dampf seiner Pfeife starrend, wenn er eines seiner Phantasiestücke dichtete. Die Rauchwolken nahmen die bizarren Formen seiner lustigen Gespenster an, und der Nebel, der ihn umgab, spiegelte ihm die Ausgeburten seiner eigenen Phantasie zurück. Es giebt gewiß keinen Menschen mit etwas lebendiger Einbildungskraft, der nicht schon einmal solche Visionen gehabt, wie Hoffmann sie gewöhnlich hatte. Bis hierher ist Alles natürlich, ja, wir könnten sagen, alltäglich, obgleich in dem Außerlichen der Phantasiegebilde schon etwas mehr als bloße Erfindung liegt. Aber gehen wir weiter. Es wird Jemand von irgend einem Ereignis ergriffen, dem er beigewohnt hat. Die Erinnerung an dasselbe beschäftigt ihn lange Zeit, erlischt aber endlich. Plötzlich ruft sie ein unerwarteter Umstand wieder mit allen ihren Einzelheiten hervor. Geschieht dies unter Leuten, so wird es wahrscheinlich eine ganz gewöhnliche Erinnerung bleiben. Jener Mann sey aber allein an einem finsternen Orte oder gehe im Dunkel der Nacht durch ein weites Feld, so werden vielleicht alle jene Scenen, die seinen Geist beschäftigten, in der schattenreichen Atmosphäre noch einmal spielen.

Bis jetzt sind wir noch in der Reihe der psychologischen Thatsachen. Wir brauchen keine mächtige Aenderung in der Richtung unseres Geistes, noch eine gewisse Krankhaftigkeit, um solche Erscheinungen an uns selbst zu erfahren. Man begreift, daß ein Gedanke unsere Aufmerksamkeit so fesseln kann, daß wir auf einen Augenblick unsere Stellung zu ihm vergessen. Und in diesem Augenblicke, wo wir das Gefühl unserer Individualität verlieren, mag die Phantasie uns leicht einen Traum für eine Wahrheit aufdrängen. Aber wir haben die Nacht, und aus diesem Schlafe aufzurütteln, unser eingeschlafertes Bewußtseyn den verirren Sinnen zu Hilfe zu rufen, und meist bedarf es nur eines Augenblicks, um den Spuk zerstreuen zu machen. Leider aber giebt es Fälle, wo der Wahn hartnäckiger ist und die Stimme der Vernunft die Geister nicht bannen kann. Das Phantom bleibt stehen vor euch; ihr geht, es folgt euch; ihr seyd allein, es setzt sich neben euch; es sey Tag oder Nacht, dieselbe

Vision ängstigt und drückt euch und droht, eure Lebenskräfte zu erdrücken. Also haben die Dichter und Abergläubigen ihre Spukgeschichten nicht völlig erfunden. Es giebt vorübergehende und bleibende Zustände des Gemüths, in denen die Ausgeburten unseres fieberhaften Hirns vor unseren Augen Gestalt und Farbe annehmen. Solche Beispiele sind außerordentlich häufig, und wir haben nicht nöthig, sie in den Zeiten zu suchen, wo man an Hexen glaubte und vom Teufel besessen war.

Im Jahre 1832 war ein Pariser Student der Medizin, der in der Rue de la Harpe wohnte, bei den Ausgrabungen zugegen, die man um jene Zeit auf dem Plage des alten Barfüßerklosters machte. Man fand dabei mehrere unterirdische Gewölbe, in denen sich Ueberreste von Skeletten befanden, und der Student benutzte die Gelegenheit, sich eine Sammlung von Menschenknochen zu machen. Anstatt sie aber in einen Kasten zu legen, dekorirte er seine Stube damit. Als ihn darauf eines Abends ein Kollege besuchte, trieb er lange mit ihm seinen Scherz über die osteologischen Zierrathen. Der Student geleitet seinen Freund nach Hause; wie er aber wieder in sein Zimmer tritt, fühlt er einen Schauer. Er schreibt dies Mißbehagen einem Unwohlseyn zu und glaubt es durch Rauchen und einige Schlud Brantwein vertreiben zu können. Nachdem er sich etwas besser befand, warf er sich auf sein Bett und schlief sogleich ein. Plötzlich ward er durch einen heftigen Schmerz im Handgelenk aufgeweckt, und dies träumte ihm nicht etwa, denn er sah deutlich das Fenster und unterschied im Mondlichte alle Gegenstände in seinem Zimmer. Anfangs hörte er verworrenes Getöse und Senzen, und als er sich aufrichtete, um nach der Ursache des Lärmens zu sehen, entwickelte sich vor ihm ein sonderbares Schauspiel. Es formten sich im Mondschne zwei Reihen weißgekleideter Männer, die wie Silber glänzten und ihre Blicke fest auf ihn geheftet hatten. In diesem Augenblicke hörte er ganz deutlich einen Wagen durch die Straße rollen und die Uhr der Severinkirche schlagen. Um dem schrecklichen Gesichte zu entfliehen, wollte er aus dem Bette in die Stube springen, aber das Handgelenk, an dem er einen so heftigen Schmerz empfunden hatte, blieb unbeweglich, wie von einer überirdischen Macht gehalten, an seiner Stelle. Der Student blickte nach der Richtung seiner Hand und sah eine fremde Hand auf der seinigen; es war die eines Geistlichen von hohem Wuchs und strengem Aussehen, der am Kopfende seines Bettes stand. Er versuchte vergeblich, sich gegen diesen Mann zur Wehre zu setzen, der ihn dazu verurtheilte, Zeuge des graufigen Auftritts zu seyn, und ihn nicht früher losließ, als bis er eine lange Rede angehört hatte, in welcher häufig die Worte: „Jugend, Reugier, Kirchenschändung“ vorkamen. Kaum war er aus dem Bette, als er ans Fenster stürzte und es hastig öffnete, um sich hinaus zu schwingen; er glaubte, da er der Hand des Geistlichen entronnen war, nun die ganze Erscheinung los zu seyn — aber, wie groß war sein Entsetzen, als er zufällig die Augen auf sein Bett warf! Er sah sich selbst darin liegen und seine Hand unter der des Geistlichen. Die beiden Reihen von Männern waren noch immer in der Stube und bewegten sich feierlich hin und her. Fast eine ganze Stunde mußte er dem Spuk zusehen. Endlich, als der Tag zu grauen anfing und zu hoffen war, daß die Geister vor dem Lichte verschwinden würden, legte er sich wieder ins Bett, aber kaum war er darin, so fühlte er sich von neuem von dem Geistlichen erfaßt. Doch die fremde Hand wurde nach und nach kälter, je heller die Stube wurde, und die Gestalten des Priesters und der Mönche verschwammen allmählig. Bald darauf hörte der Student ein Geräusch, wie von Thüren, die geöffnet und geschlossen werden, und die Vision war vollkommen verschwunden. Er schlief vor Erschöpfung ein; als er aber nach einigen Stunden erwachte, schmerzte ihn sein Handgelenk noch heftig und das Fenster war offen, wie er sich erinnerte, es in der Nacht gelassen zu haben.

Der junge Mann, der jener Vision anheimfiel, hatte das Bewußtseyn von dem Orte, an dem er sich befand, und von den Gegenständen, die ihn umgaben, war also nicht der Spielball eines Traumes in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes. Ein zweites Beispiel wird den Unterschied eines solchen Phänomens von einem Traume noch deutlicher zeigen.

Ein Arzt, der ein Freund Walter Scott's war, wurde zu einem hohen Justizbeamten in London gerufen. Vermöge seines Amtes hatte derselbe die unumschränkte Entscheidung über eine gewisse Klasse von Kapitalien, stand jedoch in dem Rufe der höchsten Rechlichkeit. Als ihn der Arzt besuchte, bot er kein beunruhigendes Symptom dar, nur war an ihm eine große Traurigkeit auffallend, die durch nichts zerstreut werden konnte. Wenn man ihn nach dem Grunde derselben fragte, so gab er eine ausweichende oder keine Antwort. Diese Melancholie untergrab endlich seine Gesundheit. Beim Anblick der Gefahr wurde der Arzt dringender und erklärte seinem Patienten, um ihn zu einem

offenen Geständnisse zu zwingen, daß man, wenn er an dieser geheimnißvollen Krankheit zu Grunde gehen würde, die Ursache seines Kummers in Gewissensbissen über die unredliche Führung seines Amtes suchen könnte. Dies wirkte, und der Kranke entschloß sich, sein Geheimniß nicht länger zu verwahren. „Sie werden“, sagte er zu seinem Arzte, „weder die Natur meines Uebels, noch die Art verstehen, wie es auf mich wirkt, und selbst, wenn dies der Fall wäre, so möchte es Ihren Bemühungen und Kenntnissen wohl nicht gelingen, mich zu heilen.“ — Der Arzt sprach ihm Muth ein, und der Patient fuhr fort: „Meine Lage ist nicht neu, denn man findet ein Beispiel von derselben in dem Roman von Le Sage. Sie erinnern sich ohne Zweifel, an welcher Krankheit dort der Herzog von Olivarez stirbt?“ — An der Idee, antwortete der Arzt, daß er von einer Erscheinung verfolgt werde, an deren Existenz er nicht glaubte, die ihn aber so anhaltend ängstigte, daß er endlich vor Erschöpfung starb. — „Wohlan, mein theurer Doktor, in demselben Falle bin ich!“ rief der Engländer und beschrieb seine Visionen folgendermaßen:

Diese spielten bereits seit drei Jahren. Zuerst sah er oft eine große Rage neben sich, die er anfangs für eine wirkliche hielt; aber das Thier verschwand und erschien stets so urplötzlich, daß er bald seinen Irrthum einsah. Indes hatte diese Erscheinung nichts Peinliches, und der Engländer gewöhnte sich endlich an die lustige Gesellschafterin. Nach kurzer Zeit aber blieb sie weg, und an die Stelle des Thieres trat ein Groom, wie ihn die hohen Staatsbeamten in England haben. Er trug das Hofkostüm und einen Haubeutel und schien an die Person des Engländers gekettet. Wenn dieser aus dem Hause ging oder einen Besuch machte, so ging der gespenstische Kammerdiener mit ihm, lief die Treppe vor ihm herauf, folgte ihm ins Zimmer, mischte sich dort unter die Menge und übernahm sein Amt wieder, wenn der Besuch beendet war. Diese Vision wurde schon mit weniger Muth ertragen, als die frühere, und erzeugte in dem Patienten jenen Trübfinn, der das einzige äußerliche Symptom seiner Krankheit war. Doch dieselbe erfuhr eine neue und zwar sehr schreckliche Umwandlung. Aus dem Groom wurde ein Skelett. Der Unglückliche, der dieses Bild des Todes fortwährend vor Augen hatte, mochte sich alle Vernunftgründe hundertmal wiederholen — er konnte das Phantom nicht wegzugnen, und es sah so körperlich aus, daß die Annahme einer bloßen Gesichtstäuschung ihn nicht zu trösten vermochte. Der Arzt gab sich alle Mühe, die Richtung der Vorstellungen seines Patienten wieder in die normale Linie zurückzuführen; aber vergeblich. „Hassen Sie Herz — sagte er zum Kranken — und stellen Sie sich an den Platz, wo Sie die Erscheinung sehen; Sie werden sich dann am besten von Ihrer Täuschung überzeugen.“ Aber der Kranke schüttelte den Kopf und blieb unbeweglich. Da trat der Arzt selbst an die bezeichnete Stelle. „Nun, sehen Sie Ihr Skelett noch?“ fragte er. — „Nicht ganz — war die Antwort — weil Sie zwischen mir und ihm stehen; aber der Schädel guckt über Ihrer Schulter hervor.“ Das Uebel hatte also tiefe Wurzel gefaßt; der sieche Zustand des Patienten machte rasche Fortschritte, und endlich erlag derselbe der unseligen Erscheinung.

Die Phantasmen, d. h. Sinnesempfindungen, die ohne ein äußeres Object entstehen, sind nicht bloß dem Auge eigen. Es giebt auch Hallucinationen des Gefühls, Geschmacks und Gehörs. Manche, die mit ihren Fingern über Gegenstände mit rauher und ungleicher Oberfläche fuhren, glaubten, trotzdem ihr Auge das Gegentheil aussagte, Sammet zu berühren; Andere aßen die größten und schlechtesten Speisen und meinten das köstlichste Mahl zu halten. Noch Andere waren ganz allein, in der absolutesten Stille und hörten die schönsten Konzerte, oder das Getöse drohender Stimmen. Solche Einbildungen fixiren sich auch in irgend einem Organ im Innern des Körpers, und es ist den Phantasten, als sähen sie daselbst krankhafte Veränderungen, die an sich rein unmöglich sind. So fangen viele Geisteskrankheiten an. Wir kannten einen Philosophen, der, weil er sich einbildete, daß sein Denkvermögen sich verringert habe, endlich von der Vorstellung eingenommen wurde, daß sein Gehirn in einen Strang von der Dicke einer Biolinseite zusammengeschrumpft sey, der sich mit seinen beiden Enden an den knöchernen Schädelwänden befestigt habe. Jeder Gedanke sollte nun diese Saite vibriren machen, wie der Pfeil die Sehne. Der Unglückliche fürchtete daher von jedem Gedanken eine größere Abnutzung seines Gehirnstranges und fühlte natürlich die Vibrationen. Es war für die Erhaltung des Kranken kein anderes Mittel vorhanden, als daß er sich auch der geringsten geistigen Arbeit enthielt.

Ein berühmter Dichter glaubte, daß bei ihm Herz und Magen erschrecklich an Masse zunähmen; die Fortschritte, die diese Ueberbildung machte, schienen ihm bereits so deutlich, daß er nach jeder Gemüthsbewegung oder reichlichen Mahlzeit die Spitze des Herzens auf der Oberfläche seines Magens sich bewegen fühlte, was durch die beständige Reibung endlich eine Durchbohrung beider Organe zur Folge haben mußte. Das Leben des Dichters konnte also nur dadurch gerettet werden, daß er frei von jeder Aufregung und bei leerem Magen erhalten wurde. Man führte den unglücklichen Kranken an einen Leichnam, zeigte ihm die Lage der Organe und suchte ihn begreiflich zu machen, daß in keinem Falle dergleichen existiren könne, wie er zu fühlen vorgab. Aber er blieb dabei, bei ihm seien Magen und Herz anders konstruirt, als bei Anderen, und würden unsehlbar einander aufreiben, da ja schon die Rüsse der Gläubigen hingereicht hätten, die bronzene Zehne der Statue des heiligen Petrus zu durchlöchern.

Die Phantasmen sind also, einfach betrachtet, nichts, als Schöpfungen einer aufgeregten Phantasie, und machen, von der Vernunft bewacht, den Dichter, bei gelähmter Vernunft aber den Berrückten zu dem, was er ist. Jener wird durch sie die Zierde, dieser ein Schrecken seines Geschlechts.

Die vorangehenden Bemerkungen sind durch ein Buch des Herrn Briere

de Boisimont *) theils veranlaßt, theils aus demselben entlehnt worden. Es werden darin die Hallucinationen auf eine mehr populäre als wissenschaftliche Weise behandelt. Das Werk enthält zwar alle bisher vorhandene und auch des Autors eigene Theorien über diesen Gegenstand, ist jedoch ausführlicher in seinem historischen Theile, der eine reiche Sammlung gut gewählter und geordneter Thatsachen giebt. Dies ist bei Phänomenen, für die noch keine genügende Erklärung gefunden ist, das einzige Mittel, einmal zur Klarheit über dieselben zu gelangen, denn nur aus den Beispielen lassen sich die Gesetze auffinden und dies um so rascher, je zahlreicher jene sind.

England.

Gegenseitiger Einfluß der Gesellschaft und der Literatur Frankreichs und Englands im 18. Jahrhundert.

(Schluß.)

Wir haben dieses Briefchen, in dem der Name Bolingbroke's mit so viel Gewicht auftritt, wegen seiner heiteren Frivolität kopirt, müssen aber, um wie gründliche Geschichtsschreiber, uns über den Ball zu unterrichten, noch Selwyn und Walpole, die damaligen Modehelden, zu Rathe ziehen. „Der König trug“, erzählt Walpole, „das Kostüm eines englischen Edelmannes von altem Schrot und sah sehr gut aus. Eine Maske, welche that, als irre sie sich und hielt ihn für einen Diener, gab ihm seine Tasse zu verwahren, als man Thee trank. Se. Maj. ließ sich die Sache gefallen und spielte das Abenteuer zu Ende. Der Herzog von Cumberland, der sich eben so gekleidet hatte, war kolossal. Ausgezeichnete Nachahmungen waren die Herzogin von Richmond als Frau des Lordmayors aus der Zeit Jakob's I. und Lord Delaware als Schloßvogt der Königin Elisabeth. Mrs. Pitt machte sich ganz köstlich unter ihrem rosafarbenen Schleier. Was aber die Iphigenia, Miss Chudleigh, betrifft, so war sie eher Andromeda, denn sie war nackt.“ Die Folgen dieses Balles sind höchst pikant. Selwyn, der sich zu seinem großen Amusement in seinen Briefen weitläufig darüber ausläßt, schildert treffend diese Mischung von Prüderie, Frechheit und Originalität, die den Franzosen jener Zeit, dem Hofe Ludwig's XV. und der Pompadour völlig fremd war. Die Prinzessin von Wales, eine sentimentale Deutsche, fand das sogenannte Kostüm der Miss Chudleigh zu kurz und dünn, knüpfte sich ihren langen Schleier los, wandte sich gegen die Miss und warf ihn in Gegenwart Aller über die schönen Schultern des Opfers. Die Prinzessin ging vorüber, sich mit dem ernsten und feierlichen Lord Bute unterhaltend, für den sie eine stille Zuneigung hatte. Miss Chudleigh wurde keinesweges verlegen, sondern legte sich den Schleier in graziose Falten, verneigte sich tief vor der Prinzessin und sagte: „Ew. Königliche Hoheit weiß, que tout le monde a son but.“ — Der König, der mit großer Gefälligkeit die Tassen seiner jungen Unterthanen gehalten hatte und damals schon sein siebenundsechzigstes Jahr auf dem Rücken trug, sah die Dinge mit nachsichtigerem Auge an. „Auf dem nächsten Ball“, erzählt Selwyn mit seiner nachlässigen Malice, „machte sich unser Monarch ein Vergnügen daraus, sich für verliebt in Iphigenia zu halten, und zwar so stark, daß er in einer der Buden (der Ball stellte einen Markt vor) für seine Schöne eine Uhr kaufte, die ihn 30 Guineen kostete, veritable Guineen, die er realiter aus seiner eigenen Börse nahm und die nicht auf der Civilliste figurirten.“ — Und zu derselben Zeit schrieb Richardson seine puritanischen Romane, von denen zehntausend Exemplare verkauft wurden; die französischen Philosophen gründeten die Encyclopädie, der amerikanische Kongreß konstituirte sich, und die Gräfin Dubarry wurde in den französischen Hofstaat aufgenommen. Sollte man nicht mit dem alten Dramaturgen ausrufen: A mad world, my masters! Die Welt ist närrisch, meine Herren!

Jene Miss Chudleigh, die so schön und natürlich die Iphigenia oder Andromeda gespielt hatte, ging nach Frankreich, um daselbst bis an ihr Ende zu leben, und kaufte das Schloß Saint-Affise unter dem Namen einer Herzogin von Kingston. Es war überhaupt nichts Seltenes, daß die excentrischen Charaktere, die sich in London nicht mehr halten konnten, in Frankreich eine Zuflucht suchten, dort die anstößige Derbheit ihrer Sitten ablegten und die heuchlerische Anmuth der französischen annahmen. Der Herzog von Wharton in Rouen, der widerliche Wilkes in den Salons der Frau von Mirepoix, die originelle Lady Montagu und ihr Sohn, die lähne Herzogin von Kingston in Sainte-Affise waren die sonderbarsten Persönlichkeiten, die das vornehme England im 18ten Jahrhundert zählte. Rechnet man noch den mißgestalteten Gibbon dazu, den phlegmatischen Hume und den schweigenden Hales, so hat man eine Versammlung außergewöhnlicher Menschen, die wohl geeignet war, die Väter der heutigen Franzosen zu unterhalten und aus ihrer Weichlichkeit aufzurütteln. Der genannte Hales war derselbe Abenteurer, der mit einer Maitresse von London nach Jamaica, von Jamaica nach Paris reiste und durch die Reise und seine Gefährtin so zu Grunde gerichtet war, daß er keine anständige Bekleider mehr hatte. Derselbe besuchte am Morgen seiner Ankunft in Paris Gretry, fand ihn nicht zu Hause, nahm sich aus einem Schranke das benötigte Kleidungsstück und ging fort. Als Gretry am Abend mit ihm zusammentraf und ihn mit den gestopfenen Inexpressibles paradiren sah, fragte er ihn einfach: „Sind dies nicht meine Hosen, mein Lieber?“ — „Ja wohl“, antwortete er, „ich hatte keine.“ Darauf ging er mit Gretry soupieren, amüsierte sich mit Panard, amüsierte Boisnon, bettelte bei aller Welt um Almosen, veränderte seinen Namen Hales in den ähnlich klingenden Dèle und schrieb „das Urtheil des

*) Des Hallucinations par M. Briere de Boisimont.

Midas". Er war also aus Jamaika nach Paris gekommen, um komische Opern zu verfassen.

Dies war keine Ausnahme, sondern die Regel. Von 1740 bis 1780 warf das jakobitische, presbyterianische, puritanische, aristokratische, bürgerliche von wilden Leidenschaften zerrissene England seine Schlacken, seine Trümmer zerföhener Größen, seinen Schaum und oft auch seine Pese über den Kanal hinüber. In den geschichtlichen Thatsachen, selbst in den Literaturen beider Länder ist nicht mehr nachzuweisen, welchen Antheil diese fremden Elemente auf französischem Boden an der Gestaltung des 18ten Jahrhunderts hatten. Im funfzehnten, dem Reime des achtzehnten, ereignete sich Aehnliches. Eine Menge von gelehrten Italiänern und flüchtigen Griechen bedeckte Deutschland und den übrigen Norden und bereitete die Reformation vor; aber man sah die zündenden Funken nicht mehr, als das Feuer hell aufloderte. Frankreich und England betrachtete eines das andere, messend und staunend, die Völker liebten einander Manches, aber sie liebten sich darum nicht inniger, noch gingen sie in einander über. Frankreich, das kein politisches Leben hatte und in die Feinheit seiner Weltsitte verliert war, konnte weder einen Bolingbroke, noch Chatam, noch Wilkes improvisiren, so wenig, als England, dessen politisches Leben ein geordneter Tumult, ein Kampf innerhalb der Turnierschranken war, sich zu den Sitten des jüngeren Crebillon bekennen konnte. Es ist völlig falsch, von einer Verschmelzung zweier Länder zu reden, die sich nur in ihren Oberflächen berührten und oft erst einander abstießen, wenn sie sich nahe kamen und die Hände zu bieten schienen.

Am besten spiegelt sich daher diese gegenseitige Anziehung und Abstößung in den Briefen derer, die auf der Oberfläche beider Gesellschaften hin- und hertrieben, ohne Ballast und Gewicht, die, wie Selwyn, von der einen zur anderen gingen, beiden zusagten, von nichts sich begeistern ließen, aber an Allem Unterhaltung fanden oder suchten und als Leiter dienten für die nicht gerade tiefen, so doch annehmbaren eigenthümlichen Ideen des einen oder des anderen Landes. Vor dem Kamine der Mad. Duffant war der große, blasse Selwyn mit der herabhängenden Unterlippe und dem Lächeln eines Menschen, den nichts in der Welt mehr überraschen kann, eben so angenehm placirt, als an White's Spieltisch, wo ihn jenes selbe Lächeln nicht verließ. Nach Paris bringt er englische Konfitüren, und in London läßt er sich eines schönen Tages in einer Portchaise mitten im Salon absetzen, ohne daß Jemand die derbe Poffe für unpassend gehalten hätte. Er ist nicht mit Bornehmtheit feivol, wie sein Freund Walpole, und weder pedantisch noch albern stolz. Ihm ist das Leben eine Eisbahn, über die er hingleitet, und wenn er sich eine spezielle Aufregung bereiten will, spielt er, küßt ein Kind oder geht zu einer Hinrichtung. Wenn man ihn durchaus unter eine Klasse bringen will, so gehört er in die der Spieler; das Spiel ist die einzige Beschäftigung, die er mit Vorliebe treibt. Der literarische Repräsentant dieser raffinierten Elite ist Walpole. Er hat eine ausgesuchte Grazie, ein herrliches Erzählungstalent und benugt sein Vermögen und seine Genußfähigkeit gründlich. Er streift auch ein wenig in die Politik und zeigt sich gerade so oft im Parlament, als nöthig ist, um zu zeigen, daß er dazu gehöre. Er ergötzt sich an der Natur, wie an einem Gesellschaftsspiel, an Gemälden, wie an einem neuen Ballet, an Bauwerken, wie Andere an ihrem liebsten Zeitvertreib. Da ihn so Vieles amüßet, ist er stets sehr beschäftigt und hat immer Stoff, sich lustig zu machen.

Am anderen Ende der Londoner Gesellschaft steht Richardson, dessen puritanischer Geist, trotz Fielding's Warnungen, die Menge beherrscht und seinen Einfluß bis hinüber nach Frankreich ausdehnt, wo Diderot in den Bijoux indiscrets die Tugend Grandisson's, Pamela's und Clarissa's beschließt und verherrlicht. Der bürgerliche praktische Sinn in einer ziemlich liebenswürdigen Form erhält einen kräftigen Vertreter in der Person und den Schriften Samuel Johnson's, der weniger fromm und sentimental ist, als Richardson. Er war ein männlicher und aufrichtiger Charakter und wurde bis in die kleinsten Details von Boswell geschildert. — Es giebt manche Bücher, die höchst anmuthig und zugleich einfältig sind, zu diesen gehört das von Boswell. Er erzählt uns Alles, auch das Geringste, was er von seinem Helden und von sich selbst weiß. Er zeigt uns Johnson gehend, stehend, sitzend, liegend, von allen Seiten; er daguerreotypirt ihn mit allen Runzeln und Warzen, aber er schildert ihn wahr.

Es ist interessant, den Kreis von halbpuritanischen Schriftstellern zu beobachten, deren Haupt Johnson war. Er liebte Baxter und die Puritaner; andererseits hätte er gern die Partei der Stuart's ergriffen, aber als vernünftiger Mann konnte er sich keinen Unternehmungen anschließen, deren Erfolg ihm unmöglich schien. Seine Leidenschaft für die Vernunft verbannte die Phantasie, er war die Ordnung ohne Freiheit, der Ernst ohne Begeisterung. Sein Styl war eckig und plumy, und seine Zeitgenossen nannten ihn den Elephanten. Sie hatten nicht Unrecht, denn Klugheit, Thätigkeit und Regelmäßigkeit fanden sich in gleichem Maße bei dem Koloss, aber seine männliche Vernunft ward vierschrötig und erfuhr darum dasselbe Mißgeschick, dem die oberflächlichen, stückerleichten Geister zum Opfer fallen. Es liest kaum noch Jemand seine Bücher, und bloß seine philologischen Arbeiten haben Werth behalten. Er war bis an sein Ende ein kräftiger Befechter der alten englischen Sitte und ihr letzter Vertreter. Ich wüßte nicht, was von der Launenhaftigkeit Byron's, der Sentimentalität Wordsworth's und der Planlosigkeit Sterne's mehr entfernt wäre, als die Eigenschaften Johnson's. Uebrigens war er in tausend Dingen schätzenswerth, sogar bewundernswürdig, vorzüglich um seiner Energie willen, die er im Handeln wie im Dahlen zeigte. Die geistigen Fähigkeiten, die ihm eigen waren, entwickelte er mit unermüdlichem Eifer; aber nie machte er den Versuch, sich diejenigen anzueignen, die ihm die Natur versagt hatte. — Man muß ihn sehen, wie er eine Woche in

Paris zubringt, wie er, ein Elefant, sich in den allerliebsten Rosengärtchen zurecht findet. Er verstand die Pariser durchaus nicht, und diese, als sie ihn sahen, verstanden ihn noch weniger. Sie hatten Hume und Wilkes bewundert, als sie aber diesen großen Menschen erblickten, der lateinisch sprach, weder Brustkrause noch Degen trug, und sich eher durch die Straßen wälzte als ging, mit seinem braunen Rock, seinen tabacksfarbenen Beinleidern und seinem alten Hute, wußten sie nicht, was sie sagen und denken sollten. Mad. Duffant zeigte ihm ihre Bibliothek; er saßte den Prince Titi und Acajou; der schwerfällige Moralist brach in jenes enorme verächtliche Gelächter aus, das nur ihm eigen war, gerade wie ein Riese, dem man zwei Sperlingsseier zum Mittagessen vorsehen würde, und Mad. Duffant befahl mit beleidigter Würde ihrer Kammerdame, den Mahagonischrank zu schließen.

Nichts war weniger französisch, als dieser solide Tory, der Frankreich im Jahre 1775 besuchte, als es sich eben vorbereitete, seine Monarchie zu zerstören; auch schenkte dasselbe Johnson nicht die geringste Aufmerksamkeit. Was ihn betraf, so langweilte ihn der Pariser Trouble. Er hatte die öden Hebriden mit ihren Eispielen lieber; nicht, weil er Dichter gewesen wäre, gerade im Gegenheil, weil sein scharfer Verstand die nahenden Krisen errieth und fürchtete. „In der Umgegend von Paris“, sagte er, „auf den großen Landstraßen ist keine Bewegung, kein Leben, also stagnirt der Handel.“ Ferner vermist er, und mit vollem Rechte, in Frankreich eine Mittelklasse, den glücklichen englischen Bürgerstand, und kommt häufig auf diese Bemerkung zurück, um die französische Revolution anzukündigen, deren Schrecken ihm ein trauriger Scharfsinn im voraus zeigt. — Derselbe Johnson, der anglikanische Tory, ist fast Katholik. Bei dieser Gelegenheit behaupten wir, daß, nicht eine Identität, aber eine Analogie zwischen dem germanischen Stamme und dem Protestantismus und zwischen dem romanischen und dem Katholizismus stattfindet. Das Schisma klaste erst zwischen den Racen, ehe es sich zwischen den Dogmen erhob. Die protestantische Revolution im 16ten Jahrhundert ist weit eher eine That des Nationalhasses und der Freiheitsliebe, als eine Glaubenssache. So ist Samuel Johnson, Repräsentant der anglikanischen Kirche, schon ein Puseyit, aber er haßt den Papsst wie ein Engländer. Er entschuldigt die Peichte, nimmt ein Begefeuer an, läßt die Verehrung der Heiligen unangefochten und hält den Ablass nicht für lächerlich. Was ihn aber von den Katholiken trennte, war sein Haß gegen die römische Herrschaft.

Wenn man nun alle diese Nuancen der englischen Gesellschaft nach dem Grade ihres Puritanismus und ihres Zusammenhanges mit der Masse des Volks ordnen will, so kommt Johnson mit Boswell und den Misses Thrale und Burney erst in der dritten Reihe. Vor ihnen gehen die eigentlichen Heiligen einher, die Propheten Hunningdon, Henley und andere Charlatane, die an den Stäpenecken predigten, kurz Cromwells Schweif. In der zweiten Reihe kommen Richardson und seine Frommen, bewaffnet mit Pamela, Grandisson und einem Berge von anglikanischen Predigten. Menschlicher schon ist Samuel Johnson, der die eine Hand den Weltkindern Garrick, Reynolds und Burke, die andere den Fanatikern und Asceten Richardson und Hunningdon reicht. An diese Gruppe schließt sich der liebenswürdige Moralist Goldsmith, der mit seiner Anspruchslosigkeit der Spielball Vieler war, aber von Johnson mit rührender Ehrerbietung behandelt wurde. Die vierte Klasse bildet eine sehr fade Gesellschaft, an der wir rasch vorübergehen wollen, Mallet, Cumberland, Hawkesworth. Ihre Moral ist flach, ihre Manier geschmacklos. Wir kommen zu Walpole; mit ihm beginnt die Reihe der eleganten Weltmänner, neben ihm gehen der Kommentator Bentley, der Dichter Gray, die liebenswürdigen Misses Gummings und Horace Man. Im Hintergrunde sehen wir die Franzosen von der Coterie der Duffant. Noch weiter von den Puritanern und vom Volke entfernt ist Georg Selwyn, der Mann comme il faut, weil er nichts thut, während Walpole vielmal nichts thut. Mit Hilfe Selwyn's gelangen wir zu Lord March, der von Italiänern und Schauspielerinnen umschwärmt ist, zu Wilkes und der Herzogin von Kingston, die ihr Vaterland verlassen mußten, weil sie daselbst zum Standal wurden. Diese, Bolingbroke, den demagogischen Bischof Atterbury, den ausschweifenden Wharton und den Narren Montagu kannte man sehr gut in Frankreich. Zugleich las man Pamela und badete sich um Young in Thränen. Aber man wußte nicht, daß Young Gold aus seinen Thränen machte, an den Orgien Maria Wortley Montagu's und Wharton's Theil nahm und der Käufliche seines Gellchters war; man wußte nicht, daß in Richardson viel vom Larische und etwas vom Geizhals flak, bewunderte Alles, was aus jenem freien Lande kam, und — ließ sich täuschen. So ergänzte die Literatur, sie sey nun künstlich gewesen oder aus dem Herzen hervorgegangen, den persönlichen Einfluß, von dem wir in dieser Betrachtung gesprochen haben. Denken wir uns nun noch die Rückwirkung der französischen Berühmtheiten auf die englischen Verbannten hinzu, von der kein Buch mehr erzählt; von vielen heiteren Soupers, glücklichen und unglücklichen Liebchaften, geistigen Bündnissen und Zehden, die die Nachbarvölker an einander fesselten, sind die Spuren verweht auf der großen Heerstraße der Geschichte. Und doch mögen Wharton in Rouen, Bolingbroke in Orleans und Paris, Hamilton in St. Germain, Lady Hervey bei der Herzogin von Montmorency, Atterbury bei dem Präsidenten Henault lebend, handelnd, sprechend mehr auf ihre Umgebungen gewirkt haben, als das beste Buch. Das Andenken derer, die, wie Lava aus dem Vulkan, von England hinüber nach Frankreich geschleudert wurden, ist Asche geworden, aber sie befruchteten mit ihren Ideen und Sitten den neuen Boden, der sie empfing. Die weiche, wäckerne französische Gesellschaft konnte ihren derben Händen nicht widerstehen. Nach diesen erschienen Hume, der häßliche Hume, der sich in seinem Lehnstuhl gemächlich ausstreckte und gähnend, die Hände über den Leib gekreuzt, die Marquisen und ihre Puldigungen erwartete, ferner die

Karikatur Gibbon, der frohige Robertson und Sterne, der auf dem Pont-neuf vor der Statue Heinrich's IV. niederkniete, betend, er möge in Paris recht viel Effekt machen. Wenn es dem Menschen verließen wäre, wenn er das rechte Wort fände, Tod und Vergangenheit reden zu machen — ich möchte lieber den Lebenden in ihren Bewegungen folgen, als die Bücher studiren, die Bücher, deren schönstes nur ein Bruchstück des menschlichen Gedankens, der Widerschein einer Sonne ist.

Buchara.

Buchara, sein Emir und sein Volk. *)

Das Chanykowske Werk über Buchara, dessen wir schon vor einiger Zeit gedacht haben, ist jetzt aus dem Russischen ins Englische übersetzt und somit dem europäischen Publikum zugänglicher geworden. Es ist im Ganzen vielleicht das beste, was wir über diesen Gegenstand besitzen — mäßiger und auch genauer als die Reisebeschreibungen von Burnes und Masson, die es jedoch an Lebhaftigkeit des Styls und malerischen Details bei weitem übertreffen. Der Uebersetzer, Baron Bode, hat freilich das Seinige gethan, die im Original unglaublich schwerfällige und inkorrekte Schreibart des Werks zu verbessern, und man muß das Sprachtalent dieses Mannes bewundern, der, obgleich von deutscher Abkunft und in russischen Diensten stehend, das Englische (zumal in seinen, 1844 herausgegebenen *Travels in Luristan and Arabistan*) mit einer Reinheit und Zierlichkeit schreibt, deren sich kein Eingeborner zu schämen brauchte. Man vermißt zwar in dem Buche fast Alles, was sich auf die neuere Politik bezieht; über die Verhältnisse Buchara's zu den beiden kolossalen Mächten, die ihm von Norden und Süden auf den Leib rücken, findet man nur wenige Andeutungen; allein dieses ist nur dem Verfasser zuzuschreiben, der solche Nachrichten wahrscheinlich seinem eigenen Hofe vorbehielt.

Ohne seine vortheilhafte kommerzielle Lage hätte das Chanat Buchara längst aufgehört, einen so bedeutenden Rang unter den Staaten Mittelasiens einzunehmen. Seine Regierungsform ist zwitterartig — eine Monarchie, mit hierarchischen Elementen vermischt, wobei man denn gestehen muß, daß sie eben keinen hohen Begriff von den Vorzügen und Wohthaten giebt, die aus einer Combination dieser beiden Systeme entspringen. Der Chan oder Emir ist zwar despotisch, unternimmt aber nichts ohne den Rath und die Billigung seiner Priester, die in den Satzungen des Korans nur selten ein Hinderniß für die Leidenschaften und Gelüste des Machthabers entdecken. Grausamkeit, Unbulsamkeit und Bigotterie sind die National-Laster der Bucharen — ihre Hauptschwärze ist das Proselytenmachen.

Die Grenzen des Chanats Buchara werden im Norden und Osten durch Berggrücken bestimmt; im Süden und Südwesten stößt es an das persische Gebiet, von dem es durch eine Wüste geschieden wird, und im Westen erstreckt sich gegen Chiwa zu eine unabsehbare Steppe, in der sich die Grenze beider Staaten verliert. Das Chanat mag ein Areal von etwa 3600 Quadratmeilen enthalten, wovon indeß kaum der zehnte Theil bewohnt ist, da sich der Rest entweder nicht zur Kultur eignet oder doch nicht dazu benützt wird; der Boden ist theils sandig, theils Lehm, mit einer salzhaltigen Beimischung, und flacht sich nach Südwesten allmählig ab. Sein Hauptstrom ist der Amu-Darja (Drus) mit seinen Nebenflüssen, der jedoch den Handel und die Schifffahrt nur wenig befördern hilft, da er bekanntlich in den Aral-See mündet. Die so interessante Streitfrage über den früheren Lauf des Drus wird auch von Chanykov erörtert, welcher der Hypothese beitrifft, die jenen Fluß sich einst in das Kaspische Meer ergießen läßt, von wo er angeblich durch eine Natur-Umwälzung in sein jetziges Bett abgelenkt wurde. Es ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß diese Gegend im grauen Alterthum der Schauplatz einer gewaltigen Erschütterung war, die, wie Murchison und andere Geologen vermuthen, den Aral-See von dem Kaspischen und letzteren vom Schwarzen Meere trennte; ein solches Ereigniß wird schon durch die eigenthümlichen organischen Ueberreste beurkundet, die man auf der ganzen, sich zwischen jenen Bassins ausdehnenden Strecke vorfindet, während es gleichfalls durch das weniger positive, aber doch auch nicht zu verachtende Zeugniß der Tradition bestätigt wird. Noch heutzutage bilden dort Schwankungen der Erd-Oberfläche ein fast alljährlich wiederkehrendes Phänomen. „Man hegt in Buchara den Aberglauben“, schreibt Chanykov, „daß am Vorabend des neuen Jahres, das mit der Frühlings-Nachtgleiche beginnt, ein Erdbeben stattfinden muß, und um sich dessen zu versichern, steckt man des Nachts ein Messer in die Erde und rechnet den Eintritt des Neujahrs von dem Augenblick an, wo das Messer durch die Vacillation des Bodens niederfällt.“

Der Mangel an Bächen, Quellen und selbst an Brunnen ist für die Einwohner des Chanats sehr empfindlich; er verursacht ihnen die größten Entbehrungen und Leiden und bringt noch dazu, wie sie glauben, eine dort herrschende, höchst schmerzvolle Krankheit hervor, die folgendermaßen beschrieben wird: „Die sogenannte Rischta ist ein Uebel, bei dem einige Theile des Körpers anschwellen und eitern; der Patient fühlt oft stechende Schmerzen in den Knochen und leidet an beständiger innerer Hitze, mit Trockenheit im Munde und brennendem Durst. Wenn das Geschwür aufberstet, was häufig geschieht und dem Kranken eine süßbare Erleichterung gewährt, so erblickt

man einen kleinen flachen Wurm von weißlicher Farbe, den man vermittelst zweier kleiner, fest zusammengeschnürter Riemen mit Vorsicht ergreift und nach und nach herauszieht. Es giebt in Buchara erfahrene Leute, die nach den äußerlichen Symptomen beurtheilen können, ob der Wurm bis in die Nähe der Haut vorgeedrungen ist; sobald sie sich davon überzeugen, durchstechen sie die Haut mit einem kleinen Haken und ziehen den Wurm heraus. Bei dieser Operation ist jedoch die größte Vorsicht nöthig, damit man nicht den Wurm entzweireiße oder den Kopf in der Haut stecken läßt, indem er sich dann nach einer anderen Stelle zieht oder — was noch schlimmer ist — tiefer in den Körper einbringt und die verborgene Rischta bildet. In letzterem Falle entstehen, selbst nach Tödtung des Wurms, die hartnäckigsten Geschwülste, und wenn diese die Sehnen ergreifen, so verdorren dem Patienten Arme und Beine und machen ihn auf Lebenszeit zum Krüppel. Die Anzahl dieser Würmer ist mitunter höchst beträchtlich; wie mir erzählt wurde, gab es in Chiwa einen Menschen, der mit nicht weniger als hundertzwanzig auf einmal behaftet war. Die Eingebornen schreiben dieses Uebel den ungesunden Eigenschaften des Wassers zu, das sich in ihren Puz oder Reservoirs sammelt, und wir können als Bestätigung die Thatsache anführen, daß Personen, die sich des Brunnenwassers oder des aus den Kanälen fließenden bedienen, von der Krankheit verschont bleiben.“ (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein italienisches Buch in spanischer Sprache. Ein in Madrid lebender italienischer Flüchtling, Herr Salvatore Costanzo, hat daselbst in spanischer Sprache einen Ueberblick der politischen und literarischen Zustände Italiens seit dem 11. Jahrhundert bis auf unsere Tage herausgegeben. *) Herr Costanzo, ein geborner Neapolitaner, hat früher bereits mehrere in Italien vielgelesene Schriften in seiner Muttersprache erscheinen lassen, die jedoch sämmtlich aus Rücksicht auf die Censur, die kürzlich im Kirchenstaate und mithin auch in Neapel noch bedeutend verschärft wurde, in Malta gedruckt worden sind. In Malta hat er auch während der Jahre 1839 und 1840 eine Zeitung, *Il Corriere Maltese*, herausgegeben, die wegen ihres beständigen Tones häufig zu Reclamationen Anlaß gegeben hat. Die gegenwärtige Schrift dagegen ist in einem sehr ruhigen Tone gehalten und würde in jedem anderen Lande außer Italien ungehindert erscheinen können. Merkwürdig ist, daß sich der Verfasser, bei einem verhältnißmäßig nur kurzen Aufenthalt in Spanien, die Fähigkeit erworben, sich in der Sprache dieses Landes so elegant auszudrücken, daß sein Styl von dem eines feingebildeten Castilianers kaum zu unterscheiden ist. Freilich sind sich die Sprachen Italiens und Spaniens ungleichmäßig ähnlich, aber gerade darum hat es für Italiäner und Spanier manche Schwierigkeiten, in der Sprache des anderen Landes elegant sich auszudrücken, wie es z. B. auch den Holländern schwer wird, ein von Eigenthümlichkeiten ihrer Sprache ganz freies Deutsch zu schreiben, woraus vielleicht auch ihre Vorliebe für das Französische zu erklären ist, das sie dem Deutschen bei weitem vorziehen.

— Ein Infusorium, das die kalten Schwefelquellen roth färbt. Die rothe Farbe mancher Gewässer, die man zu verschiedenen Zeiten beobachtet hat, wurde vor noch nicht langer Zeit von einigen Gelehrten geleugnet, von anderen als ein außerordentliches und unerklärliches Factum betrachtet, bis man durch eine genaue Prüfung des Phänomens dahinter kam, daß dasselbe auf ganz einfachen, natürlichen Gründen beruhe. Im Jahre 1844 zeigte Montagne, daß die Färbung des rothen Meeres von einer Alge aus der Gattung *Oscillaria* herrühre, nachdem schon 1836 Joly in den Salzseen am mittelländischen Meere ein färbendes Infusorium *Monas Dunali* nachgewiesen hatte. Später lehrten A. und Ch. Morren zweiundvierzig solcher Vegetabilien und Thierchen kennen und fanden, daß dieselben das Wasser mit einer großen Menge Sauerstoff versehen, den sie nach Art der Pflanzen unter dem Einfluß des Sonnenlichtes aushauchen. Dr. Fontan, der sich durch wichtige Untersuchungen über die Mineralwässer bekannt gemacht hat, entdeckte in den kalten Schwefelwässern von Salies (Haute-Garonne) ebenfalls ein roth färbendes Infusorium. Die Nebenquelle jenes Badeortes zeigte eine so entschiedene Weinhefenfarbe, daß er anfangs glaubte, man schwenke an der Ursprungsstelle ein Weinfäß aus. — Einige Tropfen von diesem Wasser, die unter dem Mikroskop geprüft wurden, ließen Millionen von elliptisch oder oval geformten Infusorien erkennen, deren größter Durchmesser, wenn sie ihre vollkommene Entwicklung erlangt hatten, 1/10 bis 1/20 betrug. Obgleich an ihnen keine Spur von Fliedermücken oder einem peitschenförmigen Rüssel zu sehen war, bewegten sie sich dennoch außerordentlich rasch. Eine aufmerksame Beobachtung ergab, daß sie bei Sonnenschein auf die Oberfläche kommen, wie es auch Joly bei der *Monas Dunali* und die Gebrüder Morren bei anderen Infusorien sahen. Im Frühjahr 1841 fand Fontan dieselbe *Monas sulfurea* in der Schwefelquelle von Engghien wieder, die in ihren Eigenschaften der von Salies sehr ähnlich ist, nur war sie dort mit einem eigenthümlichen Stoffe, den jener Arzt sulfuraire nennt, verbunden. Das Infusorium in der Schwefelquelle von Lütich, das Morren unter dem Namen *Monas rosea* beschreibt, möchte wohl mit der *M. sulfurea* identisch seyn.

*) Bokhara: its Ameer and its People. Translated from the Russian of Khanikoff by the Baron C. A. de Bode. London, 1845.

*) Ensayo politico y literario sobre la Italia, desde el siglo XI hasta nuestros dias, por M. Salvador Costanzo. — Madrid, Monnier, 1845.